Der Weihnachtsabend.

2) Eine Geistergeschichte nach Charles Dickens.

Die Herren waren zu fein, um noch einen Versuch bei diesem garstigen Filz zu machen, die harte Austerschale seines Herzens zu erweichen und zogen sich vornehm zurück. Strooge setzte sich wieder an die Arbeit.

Unterdessen hatten Nebel und Finsternis so zugenommen, daß Leute mit brennenden Fackeln herumliefen, um den Wagen vorzuleuchten. Der Kirchturm, dessen brummende alte Glocke immer aus einem alten gotischen Fenster gar schlau auf Strooge herabsah, wurde unsichtbar und schlug die Stunden und Viertel wie in den Wolken mit einem zitternden Nachklang, als wenn in dem erfrorenen Knopf droben die Zähne klapperten.

Die Kälte wurde immer schneidender. Draußen über trabten die Menschen an Strooges Fenster vorüber, die Arme mit Geschenken beladen und in den gegenüberliegenden Läden beschienen die bleichen Lichter frohe Gesichter, die erwartend dreinschauten, bis die schnell bedienenden Gehülfen und Ladenfräulein auch zu ihnen mit der Frage aufschauten: „Was ist Ihnen gefällig?"

Die kleine, von der Kälte ganz rot gewordene Nase eines munteren Jungen, legte sich an Strooges Schlüsselloch, um ihn mit einem Weihnachtsliede zu erfreuen. Aber bei dem ersten Tone des Liedes ergriff Strooge das Lineal mit einer solchen Energie, daß der Sänger voll Schrecken entfloh und das Schlüsselloch dem Nebel und der Kälte überließ.

Endlich kam die Feierabendstunde. Der Diener trat ein und bat, ihm morgen doch freizugeben — es war noch keine gesetzliche Sonntagsruhe in London — damit er mit seiner Familie ein fröhliches Weihnachtsfest feiern könnte.

„Was, fröhliches Weihnachtsfest", sagte Strooge, „denken Sie denn nicht daran, daß ein Unrecht geschieht, wenn ich einen Tag Lohn für einen Tag Faulenzen bezahlte?"

Der Diener bemerkte, daß es nur einmal im Jahre geschehe.

„Eine armselige Entschuldigung, um an jedem 25. Dezember eines Mannes Taschen zu bestehlen, ich gebe Ihnen einen halben Tag", und damit knöpfte Strooge seinen Rock fest bis zum Kinn. Im Nu waren die beiden Lichter ausgelöscht, der Kommis eilte zu seinem Heim; Strooge zu seinem gewöhnlichen Gasthaus, um dort sein einsames Mahl einzunehmen. Er war mißstimmt, früher als sonst ging er nach Hause schlafen.

Er wohnte in den Zimmern, die sein Kompagnon bewohnt hatte. Heute vor sieben Jahren starb Mr. Marley. Daran mußte Strooge unterwegs, als er durch den dichten, kalten Nebel, in dem die Lichter geisterhaft leuchteten, die Menschen geisterhaft umhergingen, immer wieder denken. — Merkwürdig, als er den Schlüssel ins Schloß steckte und dabei den alten Türklopfer ansah, meinte er, Marleys, des Verstorbenen Gesicht zu sehen. Ja, Marleys Gesicht! Das Haar stand seltsam in die Höhe wie von heißer Luft gehoben. Obgleich die Augen weit offen standen, waren sie doch ohne Bewegung, die gespenstige Brille war auf die gespenstige Stirne hinaufgezogen. Das alles und die leichenhafte Farbe machten das Gesicht schrecklich. Als jedoch Strooge fest auf die Erscheinung blickte, war es wieder der alte Türklopfer. Aber doch zögerte er einen Augenblick, ehe er die Türe schloß und wenn er auch sich selbst beruhigend mehrere Male sagte: „Bah, bah!" guckte er doch vorsichtig noch einmal hinter die Türe, ob er dort nicht doch des toten Marleys Zopf bemerkte.

Er ging auf sein Zimmer, zog seinen Schlafrock an und setzte sich in seinen alten Sessel. Der gegenüberliegende Kamin war mit allerhand Figuren bedeckt, aus denen Strooge immer wieder Marleys bleicher Kopf entgegenblickte. Er schloß die Augen. Da flog auf einmal die Kellertüre mit einem dumpfdröhnenden Schall auf und dann hörte Strooge das Klirren viel lauter auf den Hausflur unten, dann wie es die Treppe herauf kam, dann ging die Türe auf und der verstorbene Marley trat ein. „Es ist Marleys Geist", seufzte Strooge und seine wenigen Haare gingen ihm zu Berge.

„Was willst Du hier?" fragte Strooge.

„Ohne Frieden und Ruhe reise ich nun schon sieben Jahre, gefangen und gefesselt eile ich auf Windesflügeln durch die Lüfte," er hielt die Ketten hoch empor und warf sie dann rasselnd nieder. Dann fuhr Marley fort: „Um diese Zeit leide ich am meisten. Ich habe immer nur an mein Geschäft gedacht, mein Komptoir war meine Welt und Geld mein Verlangen. Warum ging ich mit zur Erde blickenden Augen durch das Gedränge meiner armen Mitmenschen und wendete meinen Blick nicht zu dem Lichte, das die Hirten zur Krippe und brachte zu dem Sterne, der die reichen Könige zur Hütte der Armut führte? Hab es denn keine arme Hütte in London, keine notleidende Familie, wohin sein Licht mich hätte leiten können, um dort Hülfe zu bringen? Nun ist es zu spät und ich leide in der Ewigkeit der Unbarmherzigen Los.

Strooge wischte sich vor Angst den Schweiß von der Stirn.

„Heute nacht," fuhr das Gespenst fort, „komm ich zu Dir, um Dich zu warnen, daß Du nicht meinem Schicksal anheimfällst. Darum merke auf das, was ich Dir zu sagen habe. Drei Geister werden zu Dir kommen. Erwarte den ersten morgen früh, wenn die Glocke Eins schlägt; den zweiten in der nächsten Nacht um dieselbe Stunde. Den dritten in der darauffolgenden Nacht, wenn der letzte Schlag der zwölften Stunde ausgeklungen hat. Schau mich an, denn Du siehst mich nicht mehr, aber merke auch das, was in dieser nächsten Nacht Dir mitgeteilt wird."

Die Erscheinung entfernte sich rückwärts, und bei jedem Schritte öffnete sich das Fenster ein wenig, so daß, als das Gespenst es erreichte, es weit offen stand. Als Strooge es wieder schloß, hörte er verwirrte Klänge durch die Luft schwirren und unzusammenhängende Töne des Klagens und Leides, unfaßbar, schmerzensvoll und reuig. Als Strooge noch einmal hinausschaute, sah er die Luft mit Schatten erfüllt, die in ruheloser Hast und klagend hin und her schwebten. Jeder trug eine Kette, wie Marleys Geist. Viele waren Strooge während ihres Lebens bekannt gewesen, reiche Kaufleute und Bankiers, Rentner und Häuserbesitzer, alle habgierig und geizig, wie Marley und Strooge. Ganz genau hatte er einen alten Geist in einer weißen Weste wiedererkannt, der einen ungeheuren eisernen Geldschrank hinter sich her schleppte und jämmerlich schrie, einem armen, alten Weibe nicht beistehen zu können, welches unten auf einer Türschwelle saß. Man sah es klar, die Pein dieser Schatten war sich umsonst bestreben zu müssen, den armen Mitmenschen Gutes zu tun und die Nacht dazu auf immer verloren zu haben!

Strooge schloß das Fenster und untersuchte die Tür, durch welche das Gespenst hereingekommen war. Sie war noch verschlossen und verriegelt, wie vorher. Er versuchte zu sagen: „Dummes Zeug", blieb aber bei der ersten Silbe stecken, und da er von der inneren Bewegung oder von den Anstrengungen des Tages, oder von einem Einblick in die unsichtbare Welt, oder der Unterhaltung mit dem Gespenste, oder der späten Stunde sehr erschöpft worden war, ging er sogleich zu Bett, ohne sich auszukleiden und sank bald in Schlaf.

Zweites Kapitel.

Der erste der drei Geister.

Als Strooge wieder aufwachte, war es so finster, daß er kaum das durchsichtige Fenster von den Wänden seines Zimmers unterscheiden konnte. Da schlug die Glocke die Stunde: Eins, zwei bis zwölf. Es war Drei vorüber, als er sich zu Bett gelegt. Das Uhrwerk mußte falsch gehen. Er drückte an die Feder seiner Repetieruhr, aber auch ihr kleiner, lebendiger Puls schlug Zwölf und schwieg. „Was, ist es doch nicht möglich," sagte Strooge, „ich sollte den ganzen Tag bis tief in die andere Nacht geschlafen haben?"

Er stieg aus dem Bett und tappte zum Fenster. Dunkle Nacht. Unruhig legte er sich wieder nieder und dachte hin und her, aber je mehr er nachdachte, desto verwirrter wurde er; und je mehr er sich bestrebte, nichts zu denken, desto mehr dachte er. Marleys Geist machte ihm viel zu schaffen. Strooge blieb in diesem Zustande liegen, bis auf einmal die Glocke einsetzte: „Bim, bam, bum" und dann die volle Stunde schlug, was sie jetzt mit einem tiefen, hohlen, melancholischen Eins tat. In demselben Augenblicke wurde es hell in dem Zimmer und die Vorhänge seines Bettes wurden geöffnet.

Eine wunderbare Gestalt stand vor ihm. Ein Greis und doch ein Kind. Sein Haar war weiß und wallte in langen Locken auf die Schultern herab. Auf seinem Haupte brannte ein Licht. Der Geist trug eine Tunika von reinstem Weiß, und um seine Hüften schlang sich ein Gürtel von wunderbarem Schimmer. Einen frisch-grünen Stechpalmenzweig hielt er in der Hand — als Weihnachtssymbol.

„Sind Sie der Geist, dessen Erscheinen mir vorhergesagt wurde?" fragte Strooge, nachdem er sich von seinem ersten Schrecken etwas erholt.

„Ich bin es!"

„Wer und was seid Ihr denn?" fragte Strooge, schon etwas mehr Vertrauen fassend.

„Ich bin der Geist der vergangenen Weihnachten und gekommen, Dein Wohl zu befördern oder vielmehr, Deine Besserung. Drum steh' auf und folge mir."

Der Geist rührte Strooge an und bald befanden sie sich außerhalb der Stadt. Die Finsternis und der Nebel waren verschwunden, denn es war jetzt ein klarer, kalter Wintertag, und der Boden waren mit weißem, reinen Schnee bedeckt.

„Gütiger Himmel," rief Strooge, die Hände faltend, als er um sich blickte, „hier bin ich ja geboren, hier lebte ich noch als Knabe."

„Erinnerst Du Dich dieses Weges?" frug der Geist.

„Und ob," antwortete Strooge.

Güldene Brockensammlung.

Wenn jetzt im Herbst ich über die Straße geh — Viele Blätter von den Bäumen ich fallen seh — Still liegen sie da, wie zerstreute Röschen — In großer Zahl in güldenen Röckchen — Der Winter kommt, der Baum will sterben — Und drum vor dem Tode noch schnell vererben — Die Blättertrüchen der Mutter Erde — Daß ihr draus ein schönes Herbstkleid werde.

Seh ich dieses Welken, so denk ich gleich — Wie viele Leute, vermögend und reich — Jetzt auch an der Schwelle des Grabes stehn — Wie schön, wenn die alle noch einmal sähn — Ob wohl in alten Schlössern und Teich'n — Nicht noch allerhand goldene Röckchen ruhn — Mit die nehmen, wenn der Tod sie ruft — Hinab in des Grabes finstere Gruft" — Das geht doch heute wohl nicht mehr an — Wie es einst Frau Richmodis von Aducht getan — Wovon noch heute auf dem Neumarkt zu Köln — Zwei Pferdeköpfe die Sage erzähl'n — Und auch die jungen Bäschen und Nichten — Wohl gern auf die Erbschaft der Röckchen verzichten — Denn trüg eine in dieser Fassung die Brosche — Dann lachte die Welt und erhöbe Reproche.

Drum täten am besten die alten Greise — Eh' an sie treten die letzte Reise — Sie legten die Röckchen dem Heiland zu Füßen — Vor dem sie ja bald erscheinen müssen — Und bauten damit ihm in Liebe ein Haus. — Trägt man ihre Leich' dann zum Friedhof hinaus — So spricht zu der Seele der Richter dort oben — „Nun komm, du sollst mit den Engeln loben — Den Vater, den Sohn und den hl. Geist — Die der ganze Himmel in Ewigkeit preist. — Sollst dort dann auch deinen Lohn bekommen — Mit all den vielen Guten und Frommen — Die mir auf Erden in goldenem Zelt — Im Diasporalande ein Wohnhaus bestellt — Denn ich, der hier oben als Richter thron' — Dort unten im Tabernakel wohn'.

Kloster Marienberg.

Ungenannt von Neuß ein Ohrring.
Ungenannt von Neuß 1 Kreuzchen mit Kette, 1 Brosche und Ring.
Ungenannt 5 Mark von der Geschäftsstelle der Neuß Grevenbroicher Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Das St. Quirinusblatt kostet durch die Post bezogen 30 Pfennig pro Quartal.



Nr. 42. Sonntag, 19. Oktober. 1919

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 19. Oktober: Ferdinand.
Montag, 20. Oktober: Wendelin.
Dienstag, 21. Oktober: Ursula.
Mittwoch, 22. Oktober: Cordula.
Donnerstag, 23. Oktober: Severin.
Freitag, 24. Oktober: Evergislus.
Samstag, 25. Oktober: Raphael.

Sonntagslesung.

Wandle vor Gott in Wahrheit und Demut!

Mein Sohn, wandle immer in Wahrheit vor mir und suche mich in Einfalt des Herzens. Gedenke in Traurigkeit und Reue deiner Sünden und wegen deiner etwa guten Werke laß deinen Kopf sich nicht mit Dunst füllen!

Du hast nichts, womit du dich rühmen, aber vieles, dessen du dich schämen könntest. Nichts sollst du so sehr fürchten, als die Sünde. Laß die Furcht vor Gottes Gerichten sich tief graben in dein Herz und sprich mit David: „Wenn du meiner Sünde gedenken willst, wie werde ich dann vor dir bestehen?"

Manche tragen ihre ganze Andacht in den Büchern, aus denen sie ihre Gebete verrichten. Sie führen die Gebetsworte im Munde, aber in ihrem Herzen ist wenig von mir.

Es gibt aber auch einige, die himmlisches Licht im Verstande und himmlische Reinheit im Herzen tragen, die ihre Hände nach dem Ewigen ausstrecken und sich nicht von den Eitelkeiten der Welt gefangen nehmen lassen. Die nehmen freudig wahr, was der Geist der Wahrheit in ihnen spricht.

Denn er lehrt sie das Irdische verschmähen und das Himmlische lieben, das Vergängliche außer Acht lassen und dem Unvergänglichen Tag und Nacht mit ungeteiltem Herzen nachhängen.

Thomas von Kempen III. 4.

Sie vernehmen Gottes Stimme,
Der sie Eitles lehrt verachten,
Alle Welt hintanzusetzen
Und dem Himmel nachzutrachten.

Der einfachste Weg zu Tugend und Vollkommenheit.

Wenn es auch viele Menschen gibt, die kein höheres Ziel auf Erden kennen, als viel erwerben, gut essen und trinken und die Lust, die das Leben bietet, vollauf genießen, unbekümmert darum, ob das recht oder unrecht, sittlich oder unsittlich, menschenwürdig oder unwürdig ist, so gibt's auf der anderen Seite doch auch viele, die mit Eifer nach dem Guten, nach der Tugend, nach der Vollkommenheit streben. Und solche finden sich nicht bloß in den Klöstern, sondern auch in der Welt, in allen Ständen, bei hoch und niedrig, arm und reich.

Viele von diesen aber wissen doch oft so recht nicht, worin die Vollkommenheit, die Tugend besteht. Die meisten meinen: sie bestände in vielem Beten, Kirchenbesuch und Sakramentenempfang. Andere verlegen sie in körperliche Strengheiten und Abtötungen, ins Fasten, Bußgürteltragen, in harten Betten schlafen. Richtig geübt und vernünftig angewandt, sind das alles ja auch Mittel der Vollkommenheit, aber die Vollkommenheit selbst sind sie nicht.

Was sagt der göttliche Heiland? „Meine Speise ist es, daß ich den Willen dessen tue, der mich gesandt hat". Worin besteht die Vollkommenheit und das Glück der Engel im Himmel? „Den Willen Gottes zu erfüllen und sein Lob zu singen". Die Vollkommenheit ist nichts anderes, als die Liebe Gottes und Nächstenliebe. Die Liebe aber äußert und zeigt sich in der Erfüllung des göttlichen Willens.

Die Vollkommenheit ist nichts anderes, als ein wahres und inniges Freundschaftsbündnis mit Gott. Wie nun die wahre Freundschaft in der Harmonie der Seelen beruht, so offenbart der Mensch durch die Gleichförmigkeit seines Handelns, Denkens und Wollens mit dem Willen Gottes, die Harmonie, in der seine Seele mit Gott leben, mit seinen Wünschen und Absichten zusammenklingen möchte.

Gewiß hat Gott der Herr dem Menschen die Freiheit des Willens gegeben, aber diese Freiheit ist nicht Zügellosigkeit, nicht ein: „Ich mach, was ich will", sie soll vielmehr ein bewußtes und freudiges Ergreifen dessen sein, was Gott will.

So lange die Menschen im Paradiese lebten, war das leicht, das Niedere im Menschen erhob sich nicht gegen die höheren Vermögen, „das Fleisch gelüstete nicht wider den Geist", alles war in Eintracht, die sinnlichen wie geistigen Kräfte waren auf Gott gerichtet.

Die Sünde störte diese Harmonie. Zwar hat auch nach der Erbsünde der menschliche Wille noch das Szepter in der Hand und kann als Lenker und Leiter der Seele alles in Bewegung setzen. Er kann mit seinem Kommandowort Verstand und Phantasie und Gedächtnis in Tätigkeit bringen, kann ihnen den Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigen sollen, die Zeit, die Art und Weise bestimmen. Er kann unliebsame Störenfriede in seiner Seele zurückweisen und ihnen Kraft und Leben nehmen mit seinem abweisenden Befehl: Ich will nicht. Er, der Wille, hat als Rosselenker die Zügel in der Hand, um den fünfspännigen Wagen unserer Sinne zu lenken.

Gleichwohl ist gewiß, daß der menschliche Wille durch die Erbsünde viel, sehr viel von seinem ursprünglichen Adel, seiner Kraft und Behendigkeit eingebüßt hat. Und zu oft geht der Wille des Menschen trotz besserer Einsicht seine eigenen Wege und handelt gegen seine Ueberzeugung und sein Gewissen. Er ist leicht dem Irrtum und den trügerischen Vorspiegelungen seiner Phantasie zugänglich. Nicht selten wird der Wille ein Spielball der aus der Erbsünde stammenden sinnlichen Begierlichkeit. Die Reize der Welt mit ihren sinnlichen Gütern und Genüssen sind so mächtig und stark, daß sie leicht durch die fünf Sinne triumphierend in die schwach verteidigte Burg der menschlichen Seele einziehen und den Willen gefangen nehmen. Das Gefühlsleben des Menschen ist so reich mit seinen auf und nieder steigenden Wogen des Hasses und der Liebe, der Sehnsucht und des Abscheues, der Furcht und der Freude, daß sie dem Willen die Hand lähmen, so daß er das Steuer nicht mehr recht sicher und das Lebensschifflein nicht mehr in der von Gott gewollten Fahrrichtung zu halten vermag.

Wenn wir dann noch denken an den mächtigen Strom der Verführung in der Welt, der fast alles, auch den guten, aber schwachen Willen nur zu oft mit sich fortreißt, an die bösen Beispiele, die man vor und um sich sieht, und die so leicht den Gedanken aufkommen lassen: was so viele tun, kann doch nicht so schlimm sein, dann begreift man leicht, daß man nach einem Halt und Ruhepunkt für den so hin und her gezerrten Willen ausschauen muß, woran er die Ankerkette seines Lebensschiffleins befestigen kann, damit er nicht in den Strom und damit ins Verderben gerät.

Und dieser Halt und dieser Stützpunkt ist: in allem seinen Willen mit dem Willen Gottes in Uebereinstimmung zu halten. Würde man sich oft die Frage vorlegen: was du jetzt ansiehst,

anhörst, sprichst, mit den Händen tust, wohin du mit deinen Füßen gehst, entspricht das wohl Gottes Willen, kannst du ganz ruhig sein in dem Bewußtsein, er ist Zeuge von allem? Wie würde man in dieser Erwägung gleich erkennen, ob wir unsere äußeren Sinnen in rechter oder unrechter Weise gebrauchten, ob wir mit ihnen die Tugend üben oder sie der Sünde hingeben.

Und wenn wir oft in die geheime Werkstätte der Seele einträten, in das Reich der Gedanken, der Neigungen, der Wünsche, des Verlangens, und uns dann die Frage vorlegten: Die Zuneigung, die da in dir aufkeimt zu irgend einem Gegenstande, zu irgend einer Person, die Abneigung, die du gegen den und den, gegen die und die in deinem Herzen sich erheben fühlst, die Anhänglichkeit, die dich mit Gewalt zu diesem und jenem zieht, die Gedanken und Vorstellungen, die dich fast den ganzen Tag beschäftigen — stimmen alle diese Dinge wohl mit dem Willen Gottes überein? Und wenn wir dann danach handelten, wie das Gewissen die Fragen uns beantwortete, wie bald würden wir dann Fortschritte machen auf dem Wege der Tugend und Vollkommenheit.

Wie der Kompaß, d. h. die nach dem Nordpol gerichtete Magnetnadel dem Schiffe die rechte Fahrt ermöglicht, durch Klippen und Riffe zum Hafen, so bewahrt auch unser Lebensschifflein gute Fahrt und gelangt zum sicheren Ziel, wenn die Magnetnadel unseres Willens immer auf den Pol zeigt, um den nicht bloß die Erde, sondern die ganze Welt sich dreht — auf: das ist Gottes Wille.

Traurige Heimkehr 1870—71.

Bei dem Vorbeimarschieren der Soldaten.

Aus der Mappe einer Dreiundachtzigjährigen.*)

Bei Pfeifenspiel und Trommelklang,
Wie ward das Herz mir weh und bang:
Gedenke ich der alten Zeit,
Wo aus ich zog zu Kampf und Streit.
Das Vaterland war hart in Not,
Rings von den Feinden stark bedroht.
Und früh schon, eh der Tag ergraut,
Rief Pfeifenton und Wirbellaut.

Der Waffenrock umschloß den Leib,
An meiner Brust mein teures Weib;
Sie weinte laut und ahnungsbang,
Beim Scheidekuß sie mich umschlang,
Den Knaben hoch auf meinem Arm
So lieb; so hold. O Gott, erbarm
Dich ihrer, die verlassen sind;
Beschütze du mein Weib und Kind.

Leb wohl, leb wohl, so seufzt ich schwer; —
Dann zog ich mit im deutschen Heer,
Und Sieg und Sieg erfocht ich mit,
Ich selber wie ein Löwe stritt.
Drang vor ins dichteste Gefecht
Für Deutschlands Ehre, Deutschlands Recht
Ich blieb verschont; in heißer Schlacht
War mir der Tod nicht zugedacht.

Da ward' der Friede proklamiert,
Ein Eisenkreuz die Brust mir ziert,
Bei Pfeifenspiel und Trommelklang
So zogen wir die Straß' entlang.
Nach langem Marsch nur kurze Ruh,
Aus Frankreich fort, der Heimat zu.
Ach, mancher, der nicht wiederkehrt,
Ruht still und stumm in fremder Erd.

Der Rock zerfetzt, voll Schmutz und Staub,
Den Helm bekränzt mit Eichenlaub,
Die Haut gebräunt und wild der Bart,
So recht nach Kriegs- und Siegerart.
Zur Seit' nachlässig hing das Schwert,
Das sich im Kampf so treu bewährt
In jeder starken deutschen Hand
Für König und für's Vaterland.

Doch unter'm Rock von blauem Tuch
Manch Herz voll banger Sehnsucht schlug.
Ein Dorf am Rhein, — es war mein Ziel,
Erreichten wir mit Sang und Spiel,
Aus Tür und Fenster grüßten fein
Viel Frau'n und holde Mägdelein.
Doch ach; im weinumrankten Haus
Da schaute niemand nach mir aus.

Die Pfort' ist zu; mein Weib, mein Kind,
O öffnet, öffnet doch geschwind! —
So rief ich lang, so rief ich laut,
Bis mich die Nachbarin geschaut.
Sie führt, den Blick zur Erd' gewandt,
Mein einzig Kind an ihrer Hand
Und sprach: „o tretet nicht hinein, —
Da drinnen steht ein Totenschrein.

Drin ruht sie aus von aller Not,
Die Arme ist seit gestern tot;
Sie sehnt' nach Euch sich fort und fort,
Eu'r Name war ihr letztes Wort;
Ihr Segen und ihr letzt' Gebet
Galt Eurem Kind, das vor Euch steht,
Als ein sie ging zur ew'gen Ruh
Drückt' ich ihr sanft die Augen zu."

Wie kühn dem Feind die Stirn ich bot,
Hier schreckte mich der graufe Tod.
Im Schmerz wintt' ich das Kind heran,
Doch floh es scheu den fremden Mann.
Da sank ich nieder, bleich und stumm,
Die Freunde standen rings herum,
An's Weiterziehen niemand denkt,
Bis man die Leich' ins Grab gesenkt.

Das Totenglöcklein leis verhallt,
Da dumpf ein Trommelwirbel schallt,
Der alle Mann zusammenruft,
Zu folgen an die Totengruft.
Es war ein seltsam ernst Geleit,
Hier Krieg und Sieg, dort Ewigkeit;
Vom Helm den Lorbeer nahm ich ab
Und legt ihn nieder auf das Grab.

Bei Pfeifenspiel und Trommelklang
Da wird das Herz mir weh und bang;
Gedenke ich der alten Zeit,
Wo aus ich zog zu Kampf und Streit.

*) Wir möchten unser diesem Untertitel in den kommenden Monaten eine Reihe von Gedichten bringen. Verfasserin derselben, eine jetzt 83jährige Witwe, ist eine schlichte, arme Frau. Sie wohnt auf einem Dachstübchen in einem Vororte von Köln, hat ein Leben hinter sich voll Leid und Sorgen, ist aber bis heute voll Gottvertrauen und gehört zu den „Immerfrohen". Sie hat nur Elementarschulkenntnisse, ihre Orthographie läßt bei dem Schulbetrieb vor 70 Jahren zu wünschen übrig; sie kennt auch nichts von den Regeln des Versbaues, der Rhythmik und des Reims.

Die Poesie liegt ihr als höheres Wiegengeschenk im Blut.

Heute hört man so viel: „Den Tüchtigen freie Bahn". Schon das erste Gedicht: „Traurige Heimkehr" wird unsere Leser überzeugen, wenn die Verhältnisse dieser armen Frau in ihrer Jugend freie Bahn geschaffen hätten, ihre ohne Zweifel nicht gewöhnlichen Talente auszubilden, sie wäre ohne Frage eine große Dichterin geworden. — Wer weiß aber, ob sie so zufrieden und glücklich geworden wäre, als sie heute ist.

Wir bringen nacheinander die einzelnen ernsten und heiteren Gedichte, ohne sie systematisch nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen, wie wir sie in ihrem Gedichtbuche finden. — Sie sollen wie ein Strauß von Feldblumen wirken, der alles in sich aufnimmt, was an Blumen auf der Wiese wächst, unbekümmert um die Regeln der Bindekunst, wie die Gärtner sie handhaben.

Beharrlichkeit.

Je komplizierter das Leben, je mehr man von ihm erwartet und wünscht, je mehr wirkliche oder vermeintliche Bedürfnisse der Mensch glaubt in demselben zu haben und befriedigen zu müssen, je mehr er die verschiedenen Dinge in Natur, Kunst, Mode, Wohnung, in den Nahrung und Kleidung betreffenden Erzeugnissen in Beziehung zu sich und seinem Begehren setzt, desto unbeständiger, desto flatterhafter wird er. Sein ganzes Seelenleben, sein Denken, Wünschen und Wollen wird in den Fluß der ihn umgebenden Dinge hineingezogen und darum fließend und wechselnd wie diese selbst.

Je größer und schneller darum der Wechsel der Verhältnisse heuzutage ist, so daß sie eilig, wie in einem Kinematograph an uns vorüberziehen, so wird, wie bei den Bildern im Kinematograph das Auge, im Leben die Seele von diesen wechselnden Lebensbildern an-, das Interesse derselben in sie hineingezogen und so der Geist, die Seele selber, unbeständig. Darum ist es nicht zu verwundern, daß die Unbeständigkeit, die Flatterhaftigkeit, die Willenlosigkeit die Signatur unserer Zeit ist.

Geben wir nun gerne zu, daß mit Rücksicht auf die mannigfachen Zwecke des Lebens dieses Leben selbst in Denken und Streben vielfach nicht anders als wechselvoll und unbeständig und ohne Beharrlichkeit sein kann, so müssen wir gleichwohl von einem vernünftig denkenden Menschen und gläubigen Christen in Verfolgung seines besten, seines höchsten Zieles, nämlich der Rettung, des Heiles seiner Seele, Festigkeit, Stetigkeit und Beharrlichkeit fordern.

Aber das ist, was uns leider vielfach mangelt. Gut sein und gut werden will zuletzt jeder, aber es fehlt am beharrlichen Streben. Wie viele haben die klare Erkenntnis, wenn du nicht diese oder jene böse Gelegenheit beharrlich meidest, kommst du nie aus der Sklaverei oder jener Sünde und Leidenschaft heraus. Wie viele nehmen auch meinetwegen nach einer guten Beichte einen Anlauf, aber sie beharren nicht. Klopft die Versuchung wieder an die Türe ihres Herzens, malt die Phantasie sich wieder die frühere Lust der Sünde vor, überwindet der alte Hang wieder die Kraft des Widerstandes, dann vergißt der Mensch seine guten Vorsätze, seine geistige Spannkraft läßt nach, und mit der Rückkehr in die Gelegenheit kehrt er auch wieder in das alte Geleise der Sünde zurück.

Wie viele, die sich sagen müssen, daß sie ihr religiöses Leben, was Gebet, Kirchenbesuch und Sakramentenempfang anlangt, zu sehr vernachlässigt haben, machen darum gute Vorsätze, halten sie auch eine Zeitlang, aber sie haben keine Kraft zu beharren, und so sind sie bald wieder in dem alten Schlendrian, in der alten Lauheit.

Wie viele von uns stehen unter der Tyrannei mancher, vielleicht nicht gerade böser Gewohnheiten, aber doch solcher, deren Ueberwindung ihren Willen stärken, und mit der Stärkung des Willens in diesem Punkte auch sie auf anderen Punkten fester und standhafter machen würde?

Bei wie vielen z. B. ist das Bedürfnis zu rauchen eine wahre Tyrannei, unter der ihnen viel Zeit verloren geht, die ihnen viel kostet, die sogar auf die Dauer ihrer Gesundheit nachteilig werden kann? Wie oft sagen sie sich, oder wird ihnen gesagt, sie sollen es dran geben oder wenigstens beschränken, sie tun es auch eine Zeit lang, aber beharren nicht, und bald wandern sie wieder unter dem alten Joch.

Wie viele aus dem weiblichen Geschlecht werden von der Putzsucht beherrscht! Sie erkennen in guten Momenten, wie unedel, unfein und niedrig das ist, wie viel Geld sie törichterweise wegwerfen, wie viel Verdruß sie ihren Männern bereiten, machen auch wohl gute Vorsätze, aber die nächste neue Hutform oder der nächste neue Kleiderschnitt oder eine neue Kleiderfarbe, die sie in einem Fenster sehen, wirft alle ihre guten Vorsätze über Bord. Unbeständigkeit, keine Beharrlichkeit.

Wie gelangen wir denn zur Beharrlichkeit?

Es gibt zunächst große allgemeine Entschlüsse, die das gesamte Dasein umfassen, die das ganze Leben nach einem Pole einstellen. Sie geben mit einem Ruck dem ganzen Leben ein beharrliches Streben. Das sind die Entschlüsse großer, edler Seelen, z. B. derer, die Heimat, Lebensfreude und Besitz verlassen, um in einer klösterlichen Genossenschaft sich ausschließlich dem Dienste Gottes und der Armen und Kranken zu widmen und durch ein Gelübde sich zu der Treue und Beharrlichkeit in diesem Berufe verpflichten.

In diesem Falle ist die Beharrlichkeit gewöhnlich nicht zu schwer; denn ist der Hauptentschluß wohl und gehörig erwogen und erfaßt und durch Aufnahme in die klösterliche Gemeinschaft zum Ideal geworden, so gehen die kleinen Teilentschlüsse, nun auch dem Ideal treu zu bleiben, aus diesem Hauptentschluß hervor, wie die Folgerungen aus einem mathematischen Lehrsatz.

Wie nun für die Ordensleute der einmal großmütig erwählte Beruf und das Gelübde und damit die ein für alle Mal als Pflicht übernommene Lebensordnung Mittel zur Beharrlichkeit ist, so sind es für uns Weltmenschen die selbst zu wählenden Lebensregeln und die durch sie gegebene Lebensordnung.

Ueberhaupt nur den Entschluß fassen, sich eine Lebensregel geben, eine Tagesordnung halten wollen, ist so viel wert, denn da zeigt der Wille, daß er sich unabhängig machen will von äußeren Einflüssen, von Neigungen, von Zeitverplaudern, von Zeitvertrummeln, von Zeittotschlagen, daß er also der Zeit überhaupt auch für sein inneres Leben einen Wert beilegt, und nicht allein für den Erwerb, die Lust, das Vergnügen.

Und wenn er nun einmal entschlossen ist, sein Leben in diesem oder jenem für den Fortschritt seines Seelenlebens als wichtig oder förderlich erkannten Punkte zu regeln und zu ordnen und nun auch an der Regel festzuhalten und danach zu handeln, sobald dieser einzelne Punkt mit seiner Forderung zur Tätigkeit oder zur Selbstüberwindung an ihn herantritt, dann ist der Weg zur Beharrlichkeit beschritten.

Auf die Regelmäßigkeit der Uebungen kommt alles an. Wer nicht regelmäßig sein Morgen- und Abendgebet betet, unterläßt es bald ganz; wer nicht regelmäßig Sonntags zur hl. Messe geht, bleibt bald ganz der Kirche fern; wer einmal Ostern überschlägt, kommt in der Regel lange Jahre nicht mehr, vielleicht erst auf dem Sterbebett noch dazu; wer nicht bei jeder Gelegenheit gegen die zornige Aufwallung ankämpft, wird über diesen Löwen nie Herr; wer bei einer Kaffeevisite meint, er dürfe einmal seiner Zunge über den Nächsten freien Lauf lassen, tuts in jeder und der Ehegatte, der ein einziges Mal an einem Abend glaubt, der Treue gegen seine Frau vergessend, verbotene Wege wandeln zu dürfen, wandelt sie immer wieder.

Das böse Wörtchen: „Einmal ist keinmal" ist der schlimmste Feind der Beharrlichkeit. Und doch ist die Beharrlichkeit des edelsten Strebens wert, Bedingung jedes Tugendfortschrittes und mit der tiefste Grund des Seelenfriedens.

„Besäße der Mensch die Beharrlichkeit", sagt ein chinesischer Spruch, „so wäre ihm fast nichts unmöglich" und ein anderer:

Ist Felsen auch der Boden,
Die Saat verstreue nur,
Es träufelt auf den Felsen,
Wie auf die grüne Flur,
Des Ew'gen milder Regen.
Beharrlichkeit! Geduld!

Vereinsamt.

Am Ende des Dorfes steht ein kleines, von der mächtigen Krone eines blätterreichen Kastanienbaumes beschattet, freundliches Haus. Zurücktretend aus der sonst liniengeraden Häuserzeile der Straße, wird es von dem Vorübergehenden kaum bemerkt. Grüne Läden links und rechts der Haustüre lehnen an die schneeweiße Vorderwand. Eines der Fenster ist mit roten Geranien und weißen Levkoyen geschmückt. Hinter den Blumen sitzt eine Frau, deren grauwerdendes Haar auf die Mitte von 50—60 Jahren schließen läßt. Sie strickt emsig an einem langen schwarzen Strumpf. Das ist außer der Säuberung von Wohn- und Schlafzimmer und dem Bereiten eines einfachen Mittag- und Abendessens, des Morgen- und Nachmittagkaffees ihre tägliche, fast einzige Beschäftigung. Nur des Sonntags ruht die Strumpfarbeit. So oft die Glocken läuten, geht Mutter Friedl zur Kirche, zur Frühmesse, ins Hochamt, zur Vesper. Kommt sie aus dieser nach Hause, dann wird das Feuer geschürt, der Kessel summt, die Kaffeemühle geht, denn Mutter Friedl weiß, gleich kommen sie: ihre in der nächsten Stadt beschäftigten zwei Söhne. Eben treten sie ein, zwei wackere, kräftige Burschen, der eine 22, der andere 19. Sie sind der Mutter Stolz, brav und fleißig, ihre Freude seit ihres Mannes Tode. Obgleich in der Stadt, in der sie die Woche über in Arbeit sind, vieles die Jugend lockt, sie kennen kein anderes Vergnügen, als den Sonntagsbesuch der Mutter. Ihr bringen sie den Wochenlohn, mit ihr verplaudern sie den Nachmittag und erzählen ihr alles, was sie in den letzten acht Tagen an Freud und Leid erlebt. Während der eine nach dem Kaffee an der Seite der Mutter sitzen bleibt und sein Pfeifchen raucht, nimmt der jüngere die Guitarre von der Wand und spielt und singt zu der Mutter Freude ein Lied nach dem andern. Das sind Frau Friedl's glücklichste Stunden, und wenn es Abend wird und sie unter dem Kastanienbaum von ihren Abschied nimmt, ist ihr letztes Wort allweil: „Daß ihr am Sonntag fein wieder kommt".

Heute aber erstirbt ihr dieses Wort in der Kehle. War's doch auch ein so trauriger Nachmittag, dem Aeltesten hatte das Pfeifchen nicht geschmeckt, und der Jüngste hatte seiner lieben Guitarre keinen Ton entlockt, denn morgen heißt's: „Hinaus in den Krieg!"

Immer noch strickt Frau Friedl an Wochentagen an den schwarzen Strümpfen, immer noch geht sie Sonntags zur Frühmesse, zum Hochamt und zur Vesper, aber wenn sie heimkehrt, kommt ihr das Stübchen so leer vor, es fehlen ihr ihre lieben Söhne. Weit weg sind sie in Frankreich und wenn sie schreiben, ist's nichts Frohes. Nur im Rosenkranz oder im Leben der Heiligen sucht sie Trost und begibt sich dann am Abend noch einmal zur Kirche, den Kreuzweg zu gehen und lange beim Bilde der schmerzhaften Mutter zu knien.

Der Krieg ging zu Ende. Viele der jungen Burschen waren heimgekehrt, nur Mutter Friedl's Söhne nicht. Sie waren gefallen in der Schlacht, und ihre Leichname ruhen in Feindesland. Wie es immer so geht, die Leiden des Krieges waren bald vergessen. Fiedel und Flöte klangen wieder über die Straßen. Eine Weile horcht Mutter Friedl auf die bekannten Klänge, an denen sie früher, als ihre Söhne noch lebten und mitfangen, so viel Freude gehabt. Dann aber setzt sie sich nieder in das alte Sofa, in dem sie so oft inmitten ihrer Söhne gesessen, und weint und weint. Noch hängt links das Pfeifchen und rechts die Guitarre an der Wand, aber keine Hand streckt sich mehr nach ihnen aus. Wie ist doch der Mutterschmerz so groß!

Wieder denkt sie des letzten Sonntagnachmittags, wo der Franz und der Fritz zum Abschied die Mutter geherzt und geküßt und dann beim letzten Gruße und Händeschütteln ihr gesagt: „Behüt dich Gott, Mutter! Mutter nit weinen, leb wohl!" Und wie sie selbst das Weinen nicht hätte lassen und nicht wie sonst hätte sagen können: „Daß ihr mir am Sonntag fein wiederkommt!"

Das kleine Häuschen unter dem Kastanienbaum ist eine Einsiedelei geworden. Noch blühen am Fenster Geranien und Levkohen und hinter den Blumen sitzt die nämliche Frau nicht mehr mit grauen, aber mit weißen Haaren und strickt und strickt am Strumpf; nicht mehr für ihre Söhne, aber für die Armen des Dorfes. Den Kopf hat sie tief gebeugt und zuweilen fällt eine Tränen in die Maschen.

Und in dem Stübchen wirds nicht lauter und nicht fröhlicher, auch nicht, wenn der Sonntag kommt. Die Türe geht nicht auf, und Mutter Friedl's Söhne kommen nicht mehr herein. Die anderen kamen, die anderen fingen, die anderen spielen, so wie sie sangen und spielten, und freuen sich des jungen vollen Lebens. Die Friedlbuben, sie kommen nicht mehr. Sie sind draußen geblieben, der Fritz und der Franz. Und's Mütterlein ist nun allein, so ganz mutterseelenallein.

Und wieder kam ein Sonntag. Noch war Mutter Friedl zur Frühmesse und zum Hochamte gekommen, aber in der Vesper hatten die Nachbarn sie vermißt. Und als eine derselben, besorgt, was Mutter Friedl widerfahren sein könnte, gegen Abend in das kleine Häuschen trat und auf ihr Klopfen kein Herein erfolgte und nun die Türe öffnete, da saß Mutter Friedl still und blaß in sich zusammengesunken vor ihrem Tische, vor ihr aufgeschlagen die Legende der Heiligen, zur Linken das Pfeifchen, rechts die Guitarre, in der Hand den Rosenkranz.

Mutter Friedl war tot und ihre Seele hinübergegangen zu ihren Söhnen Fritz und Franz. „Daß ihr mir aber am Sonntag fein wiederkommt!" Nun brauchten sie nicht mehr zu kommen, sie waren immer bei ihr im Lande der ewigen Freude.